den dürfen — weder von Fräulein v. Brennels, noch vom Richter. Und was die Theaterklüsse anbelangt, so ist auch da zu unterscheiden. C'est le ton, qui fait la musique.

Berliner Gigerl vor 150 Jahren.

Die ersten Frühjahrs-Gigerl sind wieder auf der Bildfläche erschienen. Zu Ostern konnte man sie, wenn auch des schlechten Wetters wegen erst in vereinzelten Exemplaren, bewundern. Stolz, erhobenen Hauptes promenierten sie Unter den Linden, durch die Friedrich- und die Leipziger Straße, sichtlich erfreut, wenn sie die staunenden Blicke der lustwandelnden Mitwelt auf sich gerichtet wußten. So ungefähr mögen auch schon vor 150 Jahren die Berliner Gigerl durch die Straßen der Residenzstadt gezogen sein. Freilich, „Gigerl" hießen sie damals noch nicht, aber vorhanden waren sie, und zwar in recht stattlicher Anzahl. Die Spezies Gigerl vor 150 Jahren trug, wie wir einer längeren Schilderung des damaligen Berlinertums entnehmen, langes Haar in leichten fliegenden Seitenlocken und stark gepudert, um dem geschminkten Gesicht ein recht frisches jugendliches Aeußeres zu verleihen. Auf dem Kopfe trugen die Elegants ein feines dreieckiges Hütchen, dessen Form sich in der Mode verschiedentlich änderte; es wurde meist keck auf die rechte Seite des Auges gedrückt; dadurch wollte der Inhaber seinen Mut zeigen. Die Hüte waren reich mit Tressen versehen, auch wohl mit Gold und Silber gestickt und mit einer weißen Feder, bei Bürgerlichen mit einer schwarzen verziert. Ein Rock mit einer kurzen Taille, langen Schößen, breiten Aermeln, großen Knöpfen, dem ein seidenes Unterfutter nicht fehlen durfte, der von möglichst brillanter, in die Augen fallender Farbe gewählt wurde und zum weiteren Schmuck noch mit reichen goldenen und silbernen Tressen besetzt war, zierte den Stutzer. Sehr viel Wert wurde auch auf die Eleganz der Westen gelegt. Zu dieser wurden die teuersten, mit großen Kosten aus Frankreich verschriebenen Stoffe verwendet, Gold- und Silberstoffe, feine Tuche und Sammete, die mit den kostspieligsten Tressen und Stickereien versehen waren. Um die Weste noch kostbarer zu machen, trug man sie mit möglichst langen Schößen. Feine Leibwäsche war eine Hauptzierde der jungen Modeherren. Die Jabots und Manschetten mußten von der feinsten Leinwand gefertigt mit kostbaren Kanten besetzt sein; besonders bei den Bürgern galt ein möglichst weit aufgeblasstes Hemd von der feinsten Leinwand für einen Schmuck. Denkt man sich zu der eben beschriebenen auffallenden Kleidung noch einen kleinen Galanteriedegen hinzu, außerdem Handschuh von englischem oder dänischem Leder und ein feines, seidenes Taschentuch, das nachlässig aus der rechten Rocktasche hervorblickt, so kann man sich ungefähr die Kleidung eines Gigerl aus den letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts vorstellen.

Der Mensch.

Von Karl Spitteler, dem Schweizer Poeten, veröffentlicht das „Wiener Extrablatt" die folgende „naturwissenschaftliche Elegie" über das Thema „Der Mensch":

Der Mensch hat fromme Augen, eine frohe Stirn,
Gespaltne Seele und ein doppeltes Gehirn.
Er kann auf einen Grundsatz oder Standpunkt fußen
Und nach Bedürfnis seine Ueberzeugung drehn.
Sein Kleid besteht aus Wolle, Leder oder Leinen,
Im Rückgrat hat er den Charakter oder keinen.
Stets sieht Du ihn mit einem Tugendschein im Mund,
Woran er kaut. Das hält ihn aufrecht und gesund.
Der Mensch ist klug, er hält den Finger an die Nase
Und jeder Obermuß versetzt ihr in Ekstase.
Kein Rätsel ist so schwer, er löst Dir's ohne Schnaufen,
Nach rechtshin denkt er und wird nach linkshin laufen.
Der Mensch lebt nicht allein, er wohnt in Völkerherden,
Weil er beschränkt, sonst nicht dumm genug zu werden.
Als Wunderwerk der Schöpfung wird der Mensch betrachtet
Und jeder wird von seinem Nebenmann verachtet.
Der Mensch ist stolz. Doch äußert sich sein Stolz verschieden:
Nach oben hündelt er und bläst sich auf nach nieden.

Lustige Ecke.

* Angenehmer. Arzt: „Sie wollen die Medizin nicht nehmen? Ach, trinken Sie sie doch und denken Sie, es sei Bier!" — Patient: „Da trinke ich doch lieber Bier und denke, es sei Medizin.

* * *

* Im Zweifel. Sohn (als die Wirtsstube besetzt ist, zum Vater): „Vater, der eine Gast find't kein Plaz mehr: soll ich einen Stuhl aus der guten Stube holen . . . oder soll ich 'n gleich 'naufschmeißen?"

* * *

* Dauerndes Andenken. Sommerfrischler (indem er sich rasieren läßt): „Ich war vorige Woche schon einmal hier und habe mich bei Ihnen rasieren lassen." — Dorfbader: „Ja, ja . . . . ich sehs's."

* * *

* Ein Münchener Kind. Der zweijährige Georg Fleischacher geht abends das erste Mal mit seinen Eltern auf einen Bierkeller. „Für mi' a Maß", instruiert der alte Fleischacher die Kellnerin, „für meine Alte an ums für den Bub'n a Halbe." — „Aber im Maßkrug, dös siehgt besser aus!" ruft der Stolz der Familie der Kellnerin nach.

* * *

Knackmandeln.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 18:

„Trompeter—Salpeter."

(Zur Konkurrenz nicht zugelassene Lösungen besagen: Wasser und Feuer, Hahnhahn—Leitungshahn, Kickerlithahn—Wasserhahn, Hothahn—Gashahn, Arbeitgeber—Ratgeber, Dohle—Kohle, Hofjahn—Bierjahr, Hahn—Hund, Anschlag—Durchschlag.)

Richtige Lösungen gingen ein 33, überhaupt 43. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: C. Albrecht, M. Oelschig, Geschw. Zielinski, K. Bummer, Richard Goldhammer, Woldemar Schmidt, Max Groß, A. Schellenberg, Fr. Goltze, Frau A. Franke, F. Gaebler, Alwine Körber, Carl Heuber, Rosa Riesscher, Helene Franke, Otto Wichmann, Louis Stück, W. Hoffmann, Gebr. Steinmetz, Otto Schuster, Schtereth, Alma Rosch, Max Schubert;

von auswärts von: Alice Künnicke, Brachstedt, Karl Sayder, Plötzitz, Oskar Dietrich, Wernigerode, A. Grajenhorst, Landsberg, Max Kodderitz, Braunschweig, F. Heergelelle, Zörbig, Hermann Schade, Feckendorf, Frau E. Krug, Helbra, Doris Klemm, Stolpen, Wilhelm Klühyendorf, Ammendorf.

Preis: Lessing's Werke, eleg. geb.

entfiel auf **Helene Franke**, hier.

Preisrätsel.

(Scherzfrage.)

Was ist das, wenn sich jemand abends im Bett auf die rechte Seite legt und einschläft und den andern Tag früh, wenn er aufwacht, auf der linken Seite liegt?

Preis: Schiller's sämtliche Werke, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen deren die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" einzusenden.

Auswärtige Gewinner eines Preises wollen gefl. sofort nach Bekanntgabe ihre genaue Adresse der Redaktion per Postkarte mitteilen, damit die Zustellung des Preises unverzüglich erfolgen kann.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Ass; K König; D Dame, Ober; B Bube Wenzel, Unter: V M H die drei Spieler.)

V, der Vorhandspieler, erhält folgende nichtssagende Karte:

b10, K; cA, 9, 8, 7, dA, 9, 8, 7.

Deutsch.

Französisch.

Pique-Zehn, Pique-König, Coeur-As, Coeur-Neun, Coeur-Acht, Coeur-Sieben, Carr.-As, Carr.-Neun, Carr.-Acht, Carr.-Sieben.

Da die beiden andern passen, müßte V auf seine Karte eigentlich ramschen, aber er ist wagemutig und tourniert lieber. Das Glück ist ihm hold. Der Skat liegt so günstig, daß er ein Spiel gewinnt, das 88 kostet. Was tournierte er? Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 17.

Kartenverteilung:

V. b, dB; cA, K; dA, K, D, 9, 8, 7.
M. aK, D, 9, 8, 7; bS; cD, 9, 8, 7.
H. a, cB; bA, 10, K, D, 9, 7; c10; d10.
Skat: aA, 10.

Spiel:

1. V. cK, cD, c10 (H. 17). — 2. H. b7, cA, bS.

Nun nimmt M alle Stiche bis auf die letzten 2, die von den Jungen genommen werden. Hat sich M seine beiden Zählkarten aK, D bis zuletzt aufgehoben, so fallen noch 15 Augen an die Gegner, die damit also zusammen 32 haben, während M 67 behält. Spielt M jene beiden Karten eher aus, erhält er entsprechend mehr und die Gegner weniger. Null ouvert wäre gewonnen worden, weil dann der bei V sitzende bB als Farbe gezählt hätte, sodaß M auf seine blanke bS keinen Stich zu nehmen brauchte.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 19 Halle a. S., den 7. Mai. 1905

Im wunderschönen Mai.

Von Ernst Irmler.

(Nachdruck verboten.)

Daß der Mai ein wunderschöner Monat ist, braucht nicht erst dargetan und erwiesen zu werden; von seiner Herrlichkeit singen die deutschen Dichter, so lange es deutsche Dichter gibt. Man braucht nur den Mai in seiner ganzen Frühlingsherrlichkeit zu beschreiben, und man hat ein Gedicht. So mögen dem jung verstorbenen Hölty die Verse in die Feder geflossen sein, als er vom Mai sang:

„Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
Die kleinen Maienglöckchen blüh'n
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter."

Und doch nicht immer ist der Mai der Monat voll Pracht und Herrlichkeit. Just gerade vor hundert Jahren zeigte der Mai sich in Deutschland mit mancherlei Witterungsstücken, und wer an dem glücklich längst als Aberglauben erkannten Glauben noch halten würde, daß die Witterung nach einem Jahrhundert wiederkehre, würde gewiß mit Bangen in diesen Mai hineingehen. Bekanntlich war es die Ungunst der Witterung, welche die Krankheit Schillers so heftig werden ließ, daß der große Dichter so frühzeitig dahinstarb. Schiller hatte überhaupt vor dem Frühling einen großen Respekt; er litt schon in jungen Jahren an der sehr verbreiteten Frühjahrsschwermut, die ihn in jedem jungen Jahre befiel. „Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnung und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüts verfälscht und das sonst so reine Instrument meiner Empfindungen verstimmt. Ich verfalle in eine Melancholie und fürchte meine Umgebung anzustecken." So klagt der vierundzwanzigjährige Schiller, und es ist sicherlich kein Zufall, daß in späteren Jahren eine ähnliche Klage im Frühjahr sich von seinem Herzen losringt und daß er im Frühjahr dahinstarb. Auch andere bedeutende Menschen — so der berühmteste tragische Dichter Italiens, Alfieri, — empfanden die Frühjahrsschwermut, die oft schon im März beginnt, im Mai aber ihren Höhepunkt erreicht, zumal dann, wenn der Mai nicht sonderlich mailich ist, sondern noch rechte Tücken zeigt.

Zu dieser bei vielen Menschen sich zeigenden Frühlingsindisposition trägt wohl die Ungeduld viel bei, die den körperlich nicht sehr kraftvollen Menschen die eigentliche warme Witterung nicht erwarten läßt. Man bewege sich, wenn auch das Wetter seine volle Frühlingsschönheit nicht zeigt, recht viel in freier Natur, man gehe sozusagen dem Frühling entgegen und suche die Sonne auf, die ja im Mai noch nicht lästig fällt.

In der Regel fällt ja auch in den Mai die gefürchtete Zeit der gestrengen Herren (11.—13. Mai) mit ihren Nachtfrösten, die wohl die Hauptursache jener Frühlingsschwermut sind, denn dieser Nachwinter erscheint uns just in den Tagen, da alles um uns duftet und blüht, um so grausamer. Vielleicht ist diese schon im Altertum beobachtete Maikühle auch die Ursache eines weit verbreiteten Aberglaubens, der sich in dem in Böhmen bekannten Sprichwort bekundet: „Heiraten im Mai ruft den Tod herbei!" Dieser Glaube aber ist nicht nur in Böhmen verbreitet, nein auch in Deutschland, Italien und Frankreich. Schon Ovid kennt ihn, der altrömische Dichter, und Plutarch, ein anderer Schriftsteller des Altertums, sucht den Aberglauben symbolisch zu erklären, indem er meint, er sei entstanden, weil der Mai zwischen dem den Venus geweihten April und dem der Juno geweihten Juni liege, welche Schutzgöttinnen der Liebe und Ehe seien. Oder steht der Aberglaube, so fragt Plutarch, in Beziehung zur Maja, der Mutter Merkurs, des Führers der Seelen auf dem Wege zur Unterwelt? Oder ist ferner eine Beziehung darin zu suchen, daß man den Mai den Monat der Alten — majores (der Todeskandidaten), — den Juni dagegen den Monat der Jungen — juniores — genannt hat?

Indessen sollen wir uns auch durch die gestrengen Herren den Wonnemonat nicht vereckeln lassen und fleißig die sich verschönende Natur in ihrer Herrlichkeit genießen.

Für Frühlingspartien bieten sich freilich in diesem Mai nur die vier Sonntage dar. Der Himmelfahrtstag fällt in den Juni, was höchst selten vorkommt, so daß dieser Festtag, der in der Regel immer zu den Versuchspartien für die große „Pfingstspritze" benutzt zu werden pflegt, dem diesjährigen Mai verloren geht. Aber deswegen läßt sich doch genug wandern, auch an den Wochentagen, denn die Sonne steht ja jetzt schon recht früh auf und wir können es mit ihr tun, denn Frühlingswanderungen in der Morgenfrühe sind besonders schön und herrlich, wenn auf den frischen Blüten und Sträuchern noch der Tau lagert. Freilich müssen wir uns dann auch besonders vor Erkältungen hüten. Wir können ja jetzt um so leichter früher aufstehen, als die Saison der Geselligkeit nicht mehr ihre Fangarme nach uns ausstreckt und uns den Abend über bis in die späte Nacht festhält. Die Freuden der Geselligkeit spielen sich nun auch mehr im Freien ab, Rennen und Korsofahrten finden statt; Tennis- und Ruderklubs beginnen ihre Tätigkeit. Mit der Natur ist alles aus dem Winterschlaf erwacht.

Und die Hausfrau jauchzt im Wonnemonat, denn des jungen Jahres herrlichste Gaben kann sie auf den Tisch des Hauses bringen: Spargel, die Krone aller Gemüse, macht die Küche im Mai zu einer Stätte der Poesie. Der frische Salat ist reichlich vorhanden, und zahlreiche junge Gemüse, wie Kohlrabi, Karotten rc. wetteifern mit dem Spargel, um den geschworenen Fleischesser zur vegetarischen Kost zu bekehren. Die jungen Stachelbeeren und Rhabarber geben das herrlichste Kompott, die ersten Kirschen, die freilich noch recht wässerig schmecken, kommen auf den Markt und werden mit den ersten Schoten zu Stangen gebunden, und die herrlichen Gartenerdbeeren, deren Zeit zu schnell vorbeigeht, um sie nicht sofort zu genießen, wenn sie auch bei manchen, zumal bei Kindern, bald nach dem Genuß Nöteln hervorrufen, die aber niemanden zu erschrecken brauchen, denn sie sind nicht gefährlich. Auch, was Fleisch anbetrifft, ist die Küche durch den Zuwachs des jungen Geflügels, der Tauben und Hühner, gut bestellt, und dazu kommen die Maifische, die besonders am Rhein beliebt sind, und die Bachforellen in den Gebirgsgegenden und vor allem die Spezialität der Monate ohne „R" — die Krebse, deren Saison im Mai beginnt, und die im Verein mit dem Spargel allein schon für viele genügen würden, den Mai zum Wonnemonat zu machen.

Wohl denen, deren Haupttätigkeit im Mai im Garten das Stechen des Spargels ist, eine Arbeit, die mit großer Sorgfalt gemacht werden muß. Nach Ablauf der gestrengen Tage beginnt überhaupt für den Gärtner mancherlei Arbeit, die er sich fürchtete vordem zu unternehmen, so z. B. das Legen der Bohnen und Gurken. Auch das Unkraut, das im Mai bereits oft recht lästig wird, muß fleißig entfernt werden. Erbsen, Salat, Radieschen, Sommerrettiche werden als zweite Saat ausgesäet. Im Blumengarten beginnt das Herausnehmen der Frühjahrsblüher und das Pflanzen der Sommerblumen. Ganz besonders sind auch im Mai die Rosenstöcke zu hüten und die Schädlinge an denselben zu entfernen. Im Obstgarten werden noch in den frühen Morgenstunden

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050507056/fragment/page=0001

oder in den späteren, kühleren Nachmittagsstunden die letzten Veredlungen vorgenommen, nur nicht am Wein, den man überhaupt bis zur Mitte des Monats am besten unaufgebunden läßt.

Der Imker sondert die Schwarm- von den Honigstöcken und öffnet bei den letztgenannten, wenn sie gut getragen haben, die Honigräume. Die Körbe müssen nunmehr Unter- und Aufsätze erhalten.

Für den Jäger ist der Mai eine Ruhezeit, wenn auch Auer- und Birkhahnbalzen noch bis in die Mitte des Monats hinein währen. Im übrigen aber ist alles Jagen und Schießen im Walde einzustellen, damit Rot-, Dam- und Rehwild hegen können. In den Feldschluchten aber brüten Wildenten, Fasanen und Rebhühner. Die ganze Tätigkeit des Jägers im Mai besteht daher darin, die Salzlecken in gutem Stande zu erhalten, da das Haarwild zu verfärben beginnt. Auch kann die Vertilgung des Raubzeuges fortgesetzt werden, der Fuchsbau ist zu bewachen und Geheege auszugraben und zu vertilgen. Gegen Ende des Monats beginnen die Rehböcke zu hegen.

Das Schönste am Mai freilich, die Blumen- und Blütenpracht, ist nur zu bald verrauscht. Kurz sind die Tage der Freude, wenn in den Obstgegenden die Baumblüte weite Flächen mit herrlichem Blütenschnee überdeckt hat. In Nord und Süd gehören die Tage, da die Großstädter in die Obstgegenden ziehen (so die Berliner nach dem Obstwerder, die Dresdner nach der Lößnitz, „in die Boomblüt" ꝛc.), zu den schönsten Maifesten, die besonders typisch für diesen Monat sind, obwohl sie an keinen bestimmten Tag sich knüpfen. Aber sie zeigen vollkommen erst die ganze Herrlichkeit des wunderschönen Mai, des Wonnemonats; diese Blütenpracht ist der Brautkuß, den nach dem Dichter im Mai der Himmel der Erde gibt.

Zu Schillers 100jährigem Todestag.

I.

Schillers Schaffenskraft.

(Von Karl Berger.*)

Von Zeus, dem höchsten Gotte, und einer irdischen Mutter ließ der tiefsinnige Mythus der Griechen den Nationalhelden Herakles entsprossen sein. Der Erde war dieser verpflichtet, ehe er zum Olymp emporstieg. Kampf und Mühsal ward ihm als Erbteil der Mutter, vom Vater her aber kam ihm die göttliche Kraft, den Kampf mit den Ungeheuern der Welt siegreich zu bestehen. Durch Dienen und Dulden geläutert, durch Taten und Werke sich emporringend, ging des sterblichen Weibes Sohn in die Unsterblichkeit des Vaters ein.

In Goethes Faust preist Chiron, der Weise und Gerechte, den Tatenhelden Herkules als die erhabenste und vollkommenste unter den heroischen Gestalten; der Dichter soll damit bewußt ein Symbol für Schillers Persönlichkeit geprägt haben. Und wahrlich! Wie der Griechenheld ist Friedrich Schiller „in ewigem Gefechte des Lebens schwere Bahn" gegangen. Auch sein Leben war eine sieghafte Verbindung des „Göttlichen" in der Menschennatur gegenüber der rohen Naturgewalt und dem „Widerstande der stumpfen Welt". Mit dem Geschick, mit schleichender Krankheit, mit dem Druck armseliger Verhältnisse und nicht zum wenigsten mit den widerstrebenden Gewalten seines mächtig aufgärenden Innern ringend, hat er, sich selbst und den früh gewonnenen Idealen getreu, seine Persönlichkeit durchgesetzt und seine Dichtung wie sein Leben kraft seiner angeborenen Herren- und Freiheitsnatur nach eigenem Willen gestaltet. Das Glück war immer mit ihm, weil er es in sich trug und in persönlichen Leistungen suchte. Immer hat er das Leben eingesetzt, um das Leben zu gewinnen. Alle Hemmnisse und Einschränkungen von innen und außen boten ihm nur stets neuen Anlaß, im Leben und Schaffen jene Kraft zu bewähren, die über die „Angst des Irdischen" emporhebt. Aus dieser selbstherrlichen, unverwüstlichen Siegerkraft der inneren Erhebung, dem Kern seines nach allen Seiten hin sich auswirkenden Idealismus, ist alles Große und Hinreißende in Schillers Persönlichkeit und Werken, in allen seinen Lebensäußerungen, abzuleiten und zu verstehen.

Woher ist ihm diese Kraft geworden, diese lebengestaltende, lebenbeherrschende Schöpferkraft? „Hervor aus nie entdeckten Quellen" strömt wie „die Macht des Gesanges" das Wesen der genialen Persönlichkeit. Aus dem Dunkel in die Vergessenheit sind jahrhundertelang namenlos die Geschlechter gewandelt. Da auf einmal löst sich aus ihrer flüchtigen Schattenreihe eine leuchtende Gestalt, unendliches Licht verbreitend. Wie ein Wunder wirkt ihre Erscheinung, dem bloßen Verstande unbegreiflich in ihrem Ursprung, unvergleichlich und scheinbar unvermittelt. Göttliche Kraft in menschlichen Formen: nur auf eine Verbindung des Gottes mit der Erdgeborenen glaubte die naive Phantasie der Alten die Wundererscheinung zurückführen zu können. Sie begnügten sich mit Ahnung, Gefühl und Anschauung der Natur.

Nicht so die Kinder einer erkenntnisstolzen Zeit. Sie machen aus der Not eine Tugend. Weil ihnen die Kraft der unmittelbaren Anschauung fehlt, suchen sie, am Faden der Schlüsse und Begriffe tastend, den mühevollen Pfad zurück ins Dunkel der Vergangenheit. Die Wissenschaft soll ihnen die Wunder des Ursprungs und der Entwicklung der genialen Menschennatur lösen und in sichere Formeln fassen. Und soweit die Mittel der Erkenntnis es vermögen, wird aus dem Wesen und Leben der Vorzeiten das Erbe festgestellt, das diese dem Sprößling hinterließen. Gewisse Lebensantriebe und Grundeigenschaften leiten von Vater und Mutter auf den Sohn, sie verdichten sich bei ihm zu einem individuellen, gleichsam von der Natur umspannten Kern, aus dem heraus die Persönlichkeit sich entfaltet und sich selber bestimmt, allen Einwirkungen zum Trotz. Und doch, keiner Forschung, keiner Berechnung und keiner Zergliederung ist es jemals ganz gelungen, das Entstehen und Werden des Eigen-Neuen, des Selbstschöpferischen, eben des eigentlich Genialen einer großen Persönlichkeit in feste Begriffe und Formeln zu bringen. Unser Verstand verlangt zwar gebieterisch die Annahme, daß auch das Genie aus natürlichen Schöpfungsakten, aus einer stetig weiterwirkenden Entwickelung, hervorgegangen sei, — restlos berechnen aber kann er die „Komponenten" des Kräfteprozesses nicht, als deren „Resultante" sich eben jenes Genie darstellt. Unser Ursachenbegriff läßt uns dabei im Stich. Und so behält „Zeus" sein Recht neben der „irdischen Mutter"; wo unsere Erkenntnis uns verläßt, da darf das ahnende Gefühl, die deutende Phantasie auch heute noch dem Geheimnis nachspüren; da sollen auch wir mit Demut das Göttliche verehren, das sich in menschlichen Formen offenbart und auswirkt.

Mag uns der Ursprung des Genies, wie das Entstehen alles Lebens, ein „heiliges Rätsel" sein und bleiben: sein eigentliches Wesen und Werden offenbart es ja doch in seinem Dasein und seinem Wirken. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — dies Wort hat auch hier seine tiefe Bedeutung. In prächtiger Anschaulichkeit gibt sich Friedrich Schillers Genius in seinen Werken kund. Aber ganz erschließt sich die Fülle und Tiefe seiner Schöpfungen nur dem, der aus der Betrachtung seines Lebens, seines äußeren und inneren Entwicklungsganges, die einzigartige Größe seiner persönlichen Leistung ermessen lernt. Nicht allein, was Schiller geschaffen hat, in einem verhältnismäßig kurzen, an Leiden und Kämpfen überreichen Erdenleben, ist staunenswert; großartiger noch ist die Art, wie sich die Dinge ihm zu eigen geben mußten. Seinem geheimnisvollen Drange, die höchste der Lebensformen, die Persönlichkeit, immer reicher und harmonischer auszugestalten, mußte alles dienen. Jeder Widerstand war für ihn nur ein neuer Anlaß zu Kampf und Sieg, jede Not eine Gelegenheit, die freie Erhabenheit seiner Seele zu bewähren. Denn sein Glaube war: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden."

Die gewinnende und seelenstärkende Macht dieser Persönlichkeit ist uns von vielen, die ihres Umgangs sich erfreuen durften, bezeugt. Mit glühender Begeisterung pries, um nur diesen zu erwähnen, der junge Friedrich von Hardenberg-Novalis Schillers Wesen, „dessen sittliche Größe und Schönheit allein eine Welt, deren Bewohner er wäre, vom verdienten Untergange retten könnte, in dessen Natur so viel Kunst und in dessen Kunst so viel Natur" sei: „ihm gab das Schicksal die göttliche Gabe, alles, was er berührt, in das reinste Gold des geläutertsten Menschensinnes, in das Eigentum und Erbteil der sittlichen Grazie zu verwandeln." Und wir wissen, als Goethe zuerst mit Schiller in nähere Berührung kam, da war es für ihn „wie ein neuer Frühling". Diese verjüngende Lenzeskraft kann heute noch jeder aus dem geistigen Verkehr mit Schiller für sich gewinnen, aus dessen Leben und aus dessen Werken. Diese Kraft heißt: Vertrauen in das Ideal, Glaube an die geistigen Mächte in uns, die uns zu Herren der Verhältnisse und der Natur, auch der eigenen, machen, die uns das ruhige, sichere Gefühl innerer Ueberlegenheit in allen Lebenslagen geben können; die Zuversicht ferner, daß die Stärke der menschlichen Seele einer unermeßlichen Steigerung fähig, daß eine Menschwerdung nach dem göttlichen Urbild unser letztes Ziel und möglich sei. Wer möchte nicht gerade der heutigen Generation solche Energien, solche Erhöhung der Lebensziele wünschen, diesem Geschlechte, das einerseits vielfach noch in materialistischer Befangenheit überall nur Zwang und Notwendigkeit zu sehen und an sittlicher Freiheit und sittlicher Verantwortlichkeit zu verzweifeln allzu geneigt ist, während andererseits gerade heute die Ahnung eines neuen, das kommen will, die Zeit in allen Tiefen erregt.

Schillers Ziel war, wie Wilhelm von Humboldt sagt, so hoch gesteckt, daß er ein an einen Endpunkt gelangen konnte. Und ein ebensolches Ziel hat Schiller unserm deutschen Volke und der Menschheit aufgestellt. Aber er hat die Idee höheren Menschentums nicht nur ausgesprochen, er hat sie auch betätigt und in sich verwirklicht; sein Idealismus ist inneres Erlebnis. Sein Idealismus ist Tat, ist alltäglich und allstündlich bewährte Kraft im Dienste einer großen Idee. Aus seinem innersten Leben erst ist diese Kraft in sein philosophisches Denken, in sein dichterisches Schaffen eingeströmt. So ist der ganze Mann, der Dichter, der Philosoph und der Geschichtsschreiber, aus einem Gusse. So erst verstehen wir das herrliche Wort Goethes: „Jedes Agieren von Christus, jede seiner Aeußerungen gehen dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt er hinauf: Schiller war eben diese Christusstendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln."

II.

Schillers Vater.

Am schwäbischen Neckar, da, wo Württembergs Hauptstrom rechts die kleine Murr aufnimmt, findest du ein Städtchen wie „tausend andere im Reich" und doch „einzig in seiner Art": Marbach, Schillers Geburtsort.

*) Dieser Aufsatz, den wir mit Erlaubnis der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München zum Abdruck bringen, leitet das neu erschienene Werk von Dr. Karl Berger über Schiller ein. Dieses Werk stellt ein Seitenstück zu dem berühmten Bielschowskyschen Werke über Goethe dar. Der bisher erschienene erste Band (630 Seiten) kostet gebunden 6 Mk.

Gehe in den Blättern deines Geschichtsbuchs, besser deines Geschichtswissens und -erinnerns um etwa einhundertundfünfzig Jahre zurück, in die Jahrzehnte, welche den Namen des großen Preußenkönigs Friedrich als Ueberschriften, seine Kriege und Siege um Schlesien als Merkzahlen tragen, und du hast Zeit und Zeichen für den Aufgang des Sterns, der am Menschen- und Dichterhimmel noch heute glänzend erstrahlt! . . .

Es war am 14. März des Jahres 1749, des Geburtsjahres Goethes also, als in das Neckarstädtchen der Regimentschirurgus Johann Kaspar Schiller einwanderte, ein Mann, der schon vieler Herren Länder gesehen, Augen- und Ohrenzeuge von mancherlei Krieg und Kriegsgeschrei gewesen war. Als ältester von acht Söhnen des Schultheiß Johannes Schiller zu Bittenfeld bei Waiblingen 1723 geboren, war er mit dem frühen Tode des Vaters mit der Sorge ums tägliche Brot frühzeitig bekannt geworden. Bei einem Klosterbarbier hatte er einiges von der Wundarzneikunst, von den Zöglingen im Kloster etwas Latein lernen können; nach beendigter Lehrzeit war er auf die Wanderschaft gegangen und sodann in Würzburg in ein Husarenregiment eingetreten, das unter den Kaiserlichen in Holland gegen Frankreich kämpfen sollte. Länger als drei Jahre schlug und verband er Wunden, sah Haag und Amsterdam, und kam als Begleiter seines Rittmeisters sogar nach London. 1749 „sehnte er sich nach dem Vaterland" und kehrte kurz vor der Auflösung seines Regiments auf „eigenem Pferde" heim.

In Marbach, wo er nach zehntägigem Ritte rastete, um eine dort wohnende Schwester aufzusuchen, fand er in der Tochter des Wirts zum goldenen Löwen, Elisabetha Dorothea Kodweißin, die Lebensgefährtin, mit der er sich „unter Gottes Beistande 1749 den 22. Juli verehelichte".

Ein Verzeichnis des Besitzes der beiden Eheleute ist noch vorhanden. Unter dem Heiratsgut der Braut wird besonders erwähnt: „eine blaue Haube mit Goldspitze, ein Perlen- und Granatmuster, ein seidenes Kleid, ein feines Florröckle und samtlederne Schuhe". Der Bräutigam dagegen hat u. a. aufzuweisen: einen „nagelneuen, stahlfarbenen Tuchrock, einen hordierten dreieckigen Hut, zwei feine Mannsbettlenden von holländischem Tuch, seidene Strümpfe, einen silberbeschlagenen Stock". Als Berufsausstattung werden angeführt: verschiedentliche chirurgische Instrumente; den Bibliotheksbestand bildeten acht Bücher medizinischen und erbaulichen Inhalts. Kurz vor seiner Verheiratung unterzog sich Johann Kaspar einer Prüfung als Chirurgus in Ludwigsburg, einige Monate später erwarb er das Bürgerrecht in Marbach und ließ sich im Städtchen als Wundarzt nieder. Die nur geringe Praxis, die sich ihm bot, mehr noch der Umstand, daß der Vater der jungen Frau durch unvorsichtige Unternehmungen in gänzlichen Vermögensverfall geriet, bewogen Schiller, wieder Militärdienste zu nehmen. Er trat 1753 als Furier in das Prinz Louisische Regiment.

Im September 1757, etliche Tage vor dem Abmarsch des Truppenteils in die böhmische Kampagne, wurde er Fähnrich und Adjutant. Was uns Schiller vom Ausmarsch berichtet, daß nämlich zweimal eine Revolte ausbrach, weil die Truppen nur widerwillig gegen den norddeutschen protestantischen Herrscher auszogen, ruft uns die Worte aus Gustav Freytags Charakteristik Friedrichs des Großen ins Gedächtnis: „Schon 1740 war der junge König von den Protestanten als Parteigänger für Gewissensfreiheit und Aufklärung gegen Intoleranz und Jesuiten gefeiert worden. Seit er wenige Monate nach der Schlacht bei Kollin die Franzosen bei Roßbach so gründlich geschlagen hatte, wurde er der Held Deutschlands; ein Jubelruf der Freude brach überall aus. Auch wo die Soldaten der Landesherren gegen König Friedrich im Felde lagen, jubelten daheim Bürger und Bauern über seine deutschen Siege." Bei Leuthen unterlagen auch die Württemberger Friedrichs Feldherrntalent. Auf dem eiligen Rückzuge verlor Schiller sein Pferd, im Nachtlinsk vor Breslau beinahe das Leben. „Traurig" gingen die Mannschaften in die Winterquartiere nach Böhmen. Bei einer Seuche, die, das Unglück zu mehren, noch ausbrach, bewährte sich der Fähnrich als Arzt, auch als geistlicher: nach „bestem Wissen und Gewissen" gab er an die kranken Soldaten Arzeneien aus und übernahm in den eingerichteten Gottesdiensten die „Gebetsvorlesung und Absingung schicklicher Lieder." Im März 1758 ward der Fähnrich zum Leutnant „gnädigst" ernannt, im April aber mit seinem auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Truppenteile aus Böhmen nach der Heimat zurückberufen. Bald genug galt's wieder zu marschieren, diesmal nach dem hessischen Kriegsschauplatz. Ende des Jahres aber ist Leutnant Schiller wieder daheim.

Im September und Oktober des folgenden Jahres sehen wir ihn im Lager bei Ludwigsburg; am 11. November passiert sein Regiment den Main, um sich mit einem französischen Korps zu vereinigen. Tags vorher aber, Sonnabend den 10. November, ward dem abwesenden Soldatenvater daheim in Marbach ein Sohn geboren, der ein großer Krieger auf dem Felde des Geistes, ein groß r Sieger im Reiche des Gedankens werden sollte: des deutschen Volkes Lieblingsdichter, unser Schiller.

Der Vater blieb im Krieg; erst der Mai des neuen Jahres führte ihn wieder zu Weib und Kind. Bald bei der Nachricht von der Geburt des Sohnes aber vornehmlich sein Herz bewegt hat, geht aus den Gebetsgedanken hervor, die er später niederschrieben. Der Vater bat zu Gott, daß er dem Sohne an „Geistesstärke zulegen möchte, was ihm selbst aus Mangel an Unterricht versagt geblieben".

Die Martyrien der Mode.

Es ist allen Ernstes, so schreibt die „T. R." von modernen Psychologen die Ansicht ausgesprochen worden, daß die dem Menschen innewohnende Lust an Selbstpeinigung und Askese sich in unserer modernen Zeit in den seltsamen Formen des Sports und der Mode entlade. Auch die neueste Mode ruft wieder solche Betrachtungen hervor, da das Schreckgespenst der Krinoline sich hervorwagt und auch sonst eine ganze Schar kleiner und großer Plagegeister in den modernsten Toiletten lauert. Da die Taille heute sehr fest anliegen muß, so ist ein Verwenden von Fischbein- und Stahlstangen durchaus notwendig, und eine starke Einschnürung, ein empfindlicher Druck ist dabei nicht zu vermeiden, der Rock muß um die Hüften wie ein Handschuh glatt und prall anliegen, daher geht das Korsett sehr weit herunter und umschließt wie ein Panzer die Gestalt. Nach unten zu aber fällt der moderne Rock dann in eine Flut von Falten und Spitzen auseinander, und eine lange Schleppe schleift den Boden, raft Schmutz und Bazillen auf und behindert den Gang. Auch die Aermel mit den weit sich ausbreitenden Chiffon- und Spitzengehängen tragen nicht zur Annehmlichkeit bei. Sie haben eine verhängnisvolle Neigung, in Suppen und Saucen einzutauchen, fühlen sich zu Gläsern und Kannen hingezogen, die sie dann umwerfen und zerbrechen; kurz, je stärker sie sich bauschen, je eleganter sie flattern — und die Mode befiehlt ihnen das — desto größeres Unheil stiften sie und hemmen jede freie Bewegung. Ebenso hat der „Schäferhut", der uns dieses Jahr wieder beschert werden wird, seine geheimen Tücken und Gefährlichkeiten, die man einem so niedlichen Ding gar nicht zutrauen würde. Die große Krempe, die der Wind schmerzhaft in das Gesicht schlägt, kann eine Dame in eine gelinde Verzweiflung versetzen. Die neuen Hüte aber sind jetzt vielfach auch so aufgeschlagen, daß sie das Gesicht frei lassen. Damit ist man zwar vor den Tücken des Windes etwas geschützt, aber dafür den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, die gerade einfallen, die Augen blenden und den Teint zerstören. Auch die Form, in der der Hut getragen wird, hat sich geändert. Man setzt ihn nicht mehr auf den Kopf, sondern verschiebt ihn so, daß er über der linken Augenbraue etwa balanciert. Da eine gewöhnliche Haarfrisur aber dann den Hut nicht halten kann, weil er nirgends zu befestigen geht, ist man auf den Gedanken gekommen, den Zwischenraum zwischen Hut und Haar durch eine Tour falschen Haares auszufüllen. Jede Dame, die ihren „Schäferhut" in wirklich einwandsfreier Form tragen will, wird also gezwungen sein, sich auch noch mit einer Roßhaarcoiffure zu belasten. Der farbige Schleier, mit Chenillepunkten übersät, läßt für ihre Augen einen höchst unangenehmen Eindruck zurück, und die weit herabreichenden Pantoffeln gehen ihrem Schritt etwas Unsicheres und Mühsames. Bedenken wir nun noch, daß die Dame seine Taschen in ihrer Toilette hat und nur durch Verrenkungen zu irgend einem in ihrem Unterkleid aufbewahrten Gegenstand gelangen kann, daß sie mit tausend Dingen behängt sind, die sie hindern und hemmen, nicht nur mit Garnierungen und Spitzen, sondern auch mit Schmucksachen, kleinen Täschchen und sonstigen Bijouterien, so können wir die armen geplagten Wesen nur bedauern, die um ihrer Schönheit willen so viel leiden müssen

Die Küsse einer Schauspielerin.

Aus Wien wird dem „B. T." geschrieben: In den Kreisen unserer Theatergöttinnen herrscht große Aufregung — natürlich über eine Kollegin, mit der die anderen nicht ganz einverstanden sind. Die Naive des Deutschen Volkstheaters, Fräulein Vally von Brenneis — eine junge Dame, der, wie sofort bemerkt sein mag, bisher niemand etwas Uebles nachzusagen wußte — hat diese Aufregung hervorgerufen zufolge einer Verteidigung vor Gericht, vor dem sie des Vergehens gegen die Sittlichkeit angeklagt war. Der Fall ist der folgende: Die Gattin eines Fabrikanten Schweinburg, die von Eifersucht durch den Umfang erregt war, daß ihr Gatte halbe und ganze Nächte vom Hause wegblieb, sah eines Tages das Automobil des Mannes vor einem Hause, in dem er, wie sie wußte, nichts zu tun haben konnte. Sie stellte Nachforschungen an, setzte sich mit dem Stubenmädchen aus dem Hause in Verbindung und erhob als Ergebnis ihrer Erkundungen die erwähnte Klage. Sie brachte darin vor, ihr Gatte verkehre mit der Schauspielerin und deren Angehörigen auf vertrautem Fuße, verbringe halbe Nächte in dem Kreise, duze sich mit allen, bringe allen Geschenke, nenne die Künstlerin nur „sein liebes Mädi", während diese ihn „Loisl" rufe, küsse Fräulein Vally, folge ihr in den dunklen Salon, werde auch von ihr geküßt usw. Die Schauspielerin stellte die Richtigkeit der Behauptungen der eifersüchtigen Gattin durchaus nicht in Abrede, gab aber vor, ihr Verkehr mit Herrn Schweinburg sei trotzdem ein nur freundschaftlicher gewesen. In Schauspielerkreisen, so führte sie weiter aus, herrschten eben freiere Umgangsformen, man küßte und duzte sich, ohne der Sache eine Bedeutung beizulegen. Als Schauspielerin hätte sie sich auch berechtigt gefühlt, Geschenke anzunehmen. Der Richter sprach Fräulein v. Brenneis frei mit der Begründung, daß sie nur in einem Freundschaftsverhältnisse zu dem Millionär gestanden und ihre Umgangsweise mit den freieren Sitten der Schauspielerin zu entschuldigen sei. In einer Gegenklage wurde die Gattin des Fabrikanten wegen eines beleidigenden Schimpfwortes, mit den sie die Schauspielerin vor Zeugen belegte, zu einer Geldstrafe von 200 Kronen verurteilt. Was nun unsere Damen vom Theater so sehr in den Harnisch bringt, ist die vom Richter akzeptierte Behauptung des Fräulein v. Brenneis, daß beim Theater freiere Sitten herrschten, daß man sich hier ohne viele Umstände duze und küsse, Geschenke annehme usw. Sie lehnen sich alle dagegen auf, daß für sie eine besondere Gesellschaftsmoral Geltung haben solle, und wünschen in und außer dem Theater respektiert zu werden wie andere Damen. Man spricht sogar von einem öffentlichen Protest, den die Theaterdamen gegen die zugestandenen freieren Sitten erheben wollen. Kurz, die Frage der Theaterküsse entzündet die lebhaftesten Debatten und die Harmlosigkeit der Theaternaiven mit den Millionären bildet den Gegenstand der riesumigsten Erörterungen. Immerhin beweist der Fall, daß es über diese Dinge zwei Auffassungen beim Theater gibt, und daß sich beide beträtigen. Darum hätte wohl nicht generalisiert wer-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050507056/fragment/page=0002